

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 52.

Donnerstag, 2. März.

1916.

(17. Fortsetzung.)

## Anne-Marie.

Roman von Ilse-Dore Tanner.

[Nachdruck verboten.]

Mit dankbaren Gefühlen trat nach fast schlaflos verbrachter Nacht Anne-Marie ihren gewohnten Gang zu ihrer täglichen Arbeit an. Es war ihr wie ein Wunder, die zitternde Angst vor der Entdeckung durch Dr. Schwarz, vor dem Schicksal, das ihr durch den Born des Waters drohte, die Erregung des Wiedersehens mit dem Bruder, in dessen treue Hände sie ihr Schicksal legte, der Erfolg seiner Unterredung mit Dr. Schwarz — die Entspannung nach all der Qual, nach all den bedrückenden Wirrnissen der letzten Zeit. Nun wußte wenigstens ihr Karl-Friedrich, wo sie war, daß sie, wenn auch nicht mehr als Prinzessin, ihren Weg ging, aber daß sie ihn gehen würde hocherhobenen Hauptes als eine Frau, die sich selbst ihr Schicksal schafft. Wenn das vorläufig dem Erbprinzen Karl-Friedrich noch unverständlich war, der Bruder war auf dem Wege, es verständlich zu finden. Und über alles, was sonst noch unklar war, würde ihr die große, treue Freundin helfen, die sie sich erkörnte: die Arbeit, der ihr ganzes Herz gehörte.

Niemand hatte, so meinte sie, etwas von ihren Sorgen geahnt. Niemand würde merken, daß sie jetzt mit etwas erleichtertem Herzen kam, noch etwas wie ein Abglanz der Freude über das Wiedersehen mit dem Bruder über ihrem Wesen lag.

Und doch: einer sah es. Thomas Sellenfort mit dem von brennendem Interesse für diese Mädchenerscheinung geschärften Augen. Er hatte oft in der letzten Zeit dagegen kämpfen müssen, sie zu fragen: Was fehlt Ihnen, Anne-Marie? — sagen Sie es mir — ich möchte Ihnen helfen — in schlaflosen Nächten peinigten ihn die Gedanken, daß sie nie von daheim sprach, daß sie immer so allein war — und die angstvolle Gewißheit, daß ein Geheimnis sie umschwebte.

Als er heute — sie war schon mehrere Stunden fleißig gewesen — sie bearbeitet hatte, hatte er plötzlich die Empfindung, daß sie anders war, freier, als ob eine schwere Last von ihr genommen sei. Nicht Glück stand in diesen grauen, ernsten Augen, aber es lag heut mehr, viel mehr Ruhe darin als sonst. Ob — ja, ob sie sich wohl verlobt hatte — ob die Ungewißheit einer Neigung ihr Wesen so traurig gemacht hatte?

Sein Blick ging über ihre schönen Hände, aber außer den beiden Ringen, die sie sonst trug, von denen der eine ein kostbarer Schlangenring mit Rubin und Diamant, der andere ein einfacher Reif mit einem Kalkisstein war, war kein dritter zu erblicken. Und doch! Es war doch ganz undenkbar, daß Anne-Marie Müller nicht Eindruck machen, Liebe erwecken sollte. Wie glücklich mußte der sein, dessen Liebe sie erwiderte.

Es stieg ihm heiß zum Herzen empor! Gewißheit wollte er haben auf jeden Fall, schon deshalb Gewißheit, weil sein Vater ihm schon Andeutungen gemacht hatte, daß er eine baldige Verlobung mit Mila Hofmann gern sehen würde — Gewißheit, ehe er wieder auf die Reise ging, die letzte vor Eintritt seiner Direktorstellung in den Werken seines Vaters, die ihn nach Sizilien führen sollte.

Wie müßig war es doch gewesen, wenn er manchmal gelegentlich freundschaftlichen Verkehrs in befreundeten Familien oder auf Reisen oder auf großen, bunten, lauten Festen sich gedacht: Wächstest du diese oder jene wohl zur Frau haben — hier die elegante Tochter des reichen Bankdirektors oder dort die rotblonde Tochter des modernen Malers, oder da die trotz aller Reserviertheit liebenswürdige Tochter des ländlichen Edelmannes aus der alten Schule mit dem verblaßten Schimmer der Tradition der sechzehn Nymphen im Gartenrunde oder jenes forliche Offizierstochterlein, das im Stall so gut Bescheid weiß wie im Salon, das mit sicherer Hand ein Pferd meistert, und wenn's darum ginge — sogar ein Rennen mitreiten würde. Oder die fast überschlanke Gelehrtentochter, die selbst eine halbe Gelehrte war und die alles andere als die Wissenschaft gering achtete — er wußte wohl — so leicht hätte keine den Dr. Thomas Sellenfort mit einem Korbe nach Hause geschickt — aber nein — allen diesen gegenüber war sein Herz ruhig und kühl geblieben, und hin und wieder hatte sein Vater ihm einen Vorwurf daraus gemacht. „Wenn du noch keine gefunden hast, die du liebst, dann wirst du glücklich den Anschluß verpassen, Thomas, du bist 35 Jahre alt, Zeit, daß ein Mann von deiner Stellung und deinem Vermögen sich ein eigenes Haus schafft.“ Mila Hofmann schien der letzte Versuch.

Und lächelnd hatte Thomas seines Vaters Vorwurf aufgenommen, ihm sogar recht gegeben. „Dann finde ich wohl die nicht, die mir die Wahre, Rechte, die wirklich Erwählte wäre, dann — ja, dann wird mich die Konvention schließlich in des Ehebandes Fesseln schlagen, ich werde eine stille, hübsche Frau suchen, die mein Haus repräsentiert und wir werden ruhig und zufrieden nebeneinander leben und uns das Leben nicht unnützlich schwer machen“ — und nun war sie über ihn gekommen mit aller Gewalt, die Liebe des Mannes zu dem Weibe seiner Wahl.

Als er sie heute wieder sah nach dem Tage des Fernbleibens, da war es entschieden, da wußte er, wo er das große Glück seines Lebens, das ihm des Vaters Reichthümer nicht bedeuteten, zu finden hatte.

Als der Diener den Kunstsaal verlassen hatte, machte er sich in der Bibliothek zu tun, er holte ein Kunstgeschichtswerk aus dem Schranke und blätterte darin, während sein Blick den über die Geste geneigten Kopf Anne-Maries verfolgte.

Als sie, mit einer Eintragung fertig geworden, sie von sich schob und aufstand, um ein neues Buch zu holen, stand er ihr mit einem Male gegenüber.

„Darf ich Sie etwas fragen, mein gändiges Fräulein?“

Sie nickte befremdet mit dem Kopf, dann kam ein Köhles: „Bitte“ über ihre Lippen.

„Sie haben sich gestern verlobt, Fräulein Müller?“

Sie wollte staunen über diese Frage, aber sie konnte nicht, denn ihr Ohr hörte einen Unterton heraus, der ihr mehr zu sagen schien — der sie vorzubereiten schien

auf eine — ja, wie war denn das — eine Überraschung — ihr schwindelte, es war, als verlor sie den Boden unter den Füßen, und sie setzte sich schnell in einen der tiefen Ledersessel.

„Ich — mich verlobt? Ich möchte Sie bitten, Herr Doktor Selterfort — mir zu erklären —“ dann, sich erinnernd, daß sie sich gestern mit Familienangelegenheiten entschuldigt hatte, mit einem schwachen Lächeln: „Ach, weil ich gestern nicht kam? Nein, Herr Dr. Selterfort — das galt einer anderen Angelegenheit — ich habe mich — wenn es Sie interessiert — nicht verlobt.“

Sie stand auf und wollte sich wieder ihrer Arbeit zuwenden, aber er ließ es nicht zu. „Nun können Sie den unbefehlenen Hausjohn schelten, mein gnädiges Fräulein, der es wagte, Ihnen eine, ja, wie man so zu sagen pflegt, unpassende Frage vorzulegen, daß Sie es nicht tun, ist — ist sehr großmütig von Ihnen —“ er machte eine Pause, Anne-Marie stand da mit gesenktem Haupt — so streng in ihrer Unnahbarkeit und doch so lieblich in frauenhafter Anmut, daß er dicht hinter sie trat.

Eine heiße Welle unbefreiblichen Empfindens flutete über sie hin — ein lobenswürdiges Lächeln trat in ihre klugen Büge — großmütig nannte er, was, sie erkannte es stammend und klar, was ein ganz anderes, ein ganz eigenes Gefühl war. Aber sie blieb still.

„Also sehr großmütig von Ihnen — Anne-Marie — nun seien Sie ganz großmütig, nun sagen Sie mir, ob — ob ich Sie lieben darf — ob Sie, wenn Sie diese Liebe erwidern könnten, meine Frau werden wollen?“

Er hatte ihre Hand gefaßt — sie entzog sie ihm nicht, sie sah ihn an, tief, durchdringend, wieder ausgerichtet zu der unnachahmlich stolzen Haltung, die ihr eigen war. Sie fühlte nicht, daß sie als Fräulein Müller hier stand, sie fühlte auch nicht, daß sie Prinzessin Ilburg-Wiefenheim war, sie fühlte nur, daß sie diesen Mann liebte, diesen stolzen, ihr so weisensverwandten Mann, dessen stillen Werben ihr Herz wohl schon längst gefühlt hatte, ein Gefühl, das erstlich war unter dem Geheimnis, mit dem sie ihre Person umhüllen mußte, unter der Sorge, die ihr seit einiger Zeit das Auftauchen dieses Dr. Schwarz gebracht hatte.

Wie im Traum sah sie das verlobte, fahle Gesicht des Fürsten Beerbach neben der männlich schönen Erscheinung Dr. Selterforts mit dem klugen, starken Charakterkopf auftauchen, und sie mußte schnell ihre Gedanken allein auf die beglückende Gewißheit konzentrieren, daß Thomas Selterfort sie liebte. Sie wollte an nichts anderes denken in diesem Augenblick, nicht daran, daß sie hier als eine andere stand, daß sie bald, sehr bald dem geliebten Mann erklären müsse, wer sie sei, der so vertrauensvoll um sie, die Unbekannte, warb — sie wollte nur diesen Augenblick daran denken, daß sie ein treues Herz gefunden, das ihr gehörte, das nicht die Prinzessin, das nur die Frau in ihr sah — und liebte.

Sie war so arm an Liebe gewesen — seit die Mutter starb, und sollte nun so reich an der Liebe dieses Mannes sein, von dessen treuem, vornehmen und lauteren Charakter Professor Weber ihr oft gesprochen. —

Und sie neigte das Haupt und ließ es geschochen, daß Thomas Selterfort sie küßte und sie seine Braut nannte.

Das Telephon auf dem Schreibtisch schnurrte, im Korridor gingen Schritte — Anne-Marie stand allein am Fenster — ein kurzes Wort durch das Telephon, dann ging er an ihr vorüber und faßte schnell nach ihrer kalten Hand, sie an seiner Rippen ziehend —

„Mein Vater will mich sprechen — auf morgen, Anne-Marie, auf morgen.“ —

„Auf morgen“, sagte sie unter dem Blick seiner treuen Augen, und dann legte sie ihren Kopf auf ihre verschlungenen Hände und weinte heiße Tränen.

Zwischen Vater und Sohn Selterfort hatte ein ernstes Gespräch stattgefunden, das von seiten des Geheimrats mit großer Erregung geführt worden war.

„Ich will nicht davon reden, daß du meine Hoffnungen in bezug Milas enttäuscht hast — das kommt gar nicht in Betracht, denn schließlich sollst du ja heiraten und nicht ich — aber wer ist dieses Fräulein Müller?“

fuhr er den Sohn an, und dessen versuchte Einvendung sofort mit einer Handbewegung abschneidend:

„Ich weiß, was du sagen willst — sie ist eine Dame, gewiß, sie ist tadellos, sympathisch, klug, alles zugegeben, aber aus was für einer Familie stammt sie? Da stimmt irgend etwas nicht, dafür laß ich mich hängen, Entweder hat sie 'ne Vergangenheit oder —“

(Schluß folgt.)



Der ist kein Bürger, der nicht die eigene Sorge vergißt in der Not des Allgemeinen.

## Die Leuchtkugel.

Eine Kriegsbegebenheit. — August 1915.

Wie ein weiches, schwarzes Stück Samt legte sich die dunkle, warme Augustnacht auf die kleine baltische Stadt und hüllte sie ein. Ruhig und still lag sie da, die kleine Stadt, und ihre Bewohner gaben sich der wohlverdienten Ruhe hin. Wie ganz anders war die vergangene Nacht gewesen; da hatte es unruhig gekracht, und mächtige Feuerfontänen waren gen Himmel gestiegen. Da die Deutschen immer näher rückten, waren auf höheren Befehl viel Sprengungen ausgeführt und an vielen Fabriken und Holzplätzen Feuer gelegt worden. Das gab ein schwarz-schönes Bild; wohin das Auge blickte, ein lodernes Feuermeer und dazu das Getrache und Goldglöckchen der Explosionen. Da konnte wohl keiner ein Auge schließen, und als der Morgen anbrach, wurde es nicht besser. Blühende Kofalenborden zogen durch die Stadt, rauschten nach Herzenslust, fegten und sprengten immer weiter. Gegen Mittag waren die Deutschen nähergerückt, und nun mischte sich in den gewaltigen Lärm noch das Säusen und Pflöhen der Schrapnells und Granaten. Das Bombardement hatte begonnen. Die kleine Stadt schien verloren, aber Gott schützte sie gnädig, und am Spätnachmittag zogen die feigreichen Deutschen ein, nachdem die letzten Russen die Stadt geräumt hatten. Da blieb wohl kein Auge trocken, als die ersten Pflöhenhauben einzogen und die friedlichen Bewohner endlich auf Ruhe und Frieden hoffen durften. Alle, in deren Adern deutsches Blut floß, dankten Gott von Herzen, und legten sich am Abend ruhigen Mutes nieder. So sah es in den Herzen der Baltischen deutschher Abstammung aus, ganz anders aber bei den Eingeborenen, den Letten. Die meisten von ihnen waren geflohen, was aber übriggeblieben war, ging mit finsternen Mienen einher und blickte großmütig auf die deutschen Soldaten. Auch jetzt, während die meisten Einwohner schliefen, schlichen sich die Letten zu einander und hielten flüsternd Beratungen ab, was zu tun sei. Trina, das achtzehnjährige hübsche Lettenmädchen, war auch in ihrem Stübchen wach und ließ die Ereignisse des Tages an sich vorüberziehen. Es war ein so bewegter Tag gewesen! Ganz in der Frühe war ihr Bräutigam, Jon Ohdsling, bei ihr gewesen, um mit finsterner Miene Abschied zu nehmen. Er war russischer Soldat und mußte weg. „Trina“, sagte er, indem er sie hastig umarmte, „wir müssen fort, denn die verfluchten Deutschen kommen und sind viel stärker als wir. Aber wir kommen wieder, das schwöre ich dir! Und du, Trina, kannst mir dabei helfen! Sieh dieses Päckchen, es enthält zwei Raketen mit je einer Leuchtkugel. Ich werde die ganze Nacht Ausschau halten; wir werden nicht weit sein. Wenn du eine Leuchtkugel aufsteigen läßt, so ist es ein Zeichen, daß der Feind zu stark ist und wir die Rückkehr nicht wagen dürfen. Läßt er aber zwei Kugeln steigen, so weiß ich, daß mir wenig Deutsche in der Stadt sind, und dann kehren wir zurück.“ Bei diesen Worten küßte er sie noch einmal ungestüm und lange, dann war er zur Tür hinaus. Und nun steht Trina da und hält das Päckchen in bebenden Händen. „Die Nacht ist bald vorüber. Jan wartet. Was soll sie tun? Ach, jetzt weiß sie es plötzlich ganz genau! Was verkleit ein armes Mädchen davon, ob der Feind zu stark oder schwach ist? Aber das weiß man fühlt ein Mädchen: der Liebste darf nicht sterben! Darum soll der Kampf nicht aufs neue entbrennen, darum dürfen die Russen nicht zurückkehren! Sie wird nur eine Leuchtkugel aufsteigen lassen! Aber schnell, schnell, die Zeit drängt! Und schon eilt sie hinaus, das kostbare Päckchen fest an die Brust gedrückt. Sie muß einen weiten Weg machen, um zur kleinen Anhöhe zu gelangen, zu der gewiß Jan immer wieder die Blinde lenken wird. Nun steht sie auf der Anhöhe; sie achtet

nicht darauf, daß ihr weißes Kleid schimmert, und daß in nicht allzu großer Entfernung die regelmäßigen Schritte eines Postens zu hören sind. Die zitternden Finger lösen die Fäden, entfernen die Hüllen, ein Streichholz flammt auf, und einer roten Blume gleich steigt die Leuchtugel zum Himmel empor.

Dem Posten war der strenge Befehl, sofort zu schießen, wenn er Verdächtiges bemerkt. Er hat das Geräusch der eiligen Schritte vernommen, er sieht das Streichholz auf-flammen, das Signal aufsteigen, er zielt in die gegebene Richtung und drückt ab. Ein leiser Beherauf ertönt. Als der Posten zu der Unglücksstelle eilt, sieht er das junge Bett-näddchen brechenden Auges in seinem Blut am Boden liegen.

Der brave Posten hat seine Pflicht getan. Die Kleine Trina wurde am anderen Morgen verscharrt. Keine Blumen schmücken ihr Grab außer den roten Rosen ihres Mutes. Schlafe ruhig, kleine Trina! Vielleicht entboden deine Mit-schwester eines Tages den Hügel und bekriegen ihn mit duftigen Blüten, vielleicht findet ihn Jan Ohsdling nach langen Jahren und weint dir heiße Tränen nach! Ruhe sanft, kleine Trina, du starbst den Tod der Liebe!



### Aus der Kriegszeit.

Das Deutschtum im Ausland und die deutsche Kunst. In den Erörterungen über die wahrheitlichen Wirkungen des Krieges auf dem Gebiete des Volkstums und des intellektuellen Lebens spielt die Frage, in welcher Weise die Umwälzung der Gegenwart auf die deutsche Kunst wirken werde, eine bereits viel erwogene und besprochene Rolle. Wenn Kunst den Weg zu den Höhen des Lebens weist, so müßte wohl keine Zeit der Entwicklung der eigentlichen Volks-kunst so förderlich sein wie die des Krieges, der das Volk-tum an seinen Wurzeln berührt und nur das Gehe, Starke gelten läßt. Unsere Kunst, die sich während der letzten Jahr-zehnte mehr und mehr von der Bodenständigkeit des Volk-tums entfernt hatte, in den bildenden Künsten französischen Einflüssen nachgegeben hatte, in der Literatur in psychologisch-psychopathologischen Problemen sich zu verzweigen drohte, wird zweifelsohne durch den Krieg eine reinigende Stärkung er-fahren. Wie weit der Einfluß des Jetzt auf die Kunst gehen wird, läßt sich heute noch nicht voraussagen, geschweige denn übersehen. Das eine aber kann und soll schon jetzt gesagt werden: daß unsere Kunst nach dem Kriege nicht mehr gleich-gültig am Auslandsdeutschtum vorbeigehen kann. Die Pflichten und Vorteile der Kunst als Bindeglied zwischen dem Auslandsdeutschtum und dem Mutterland finden zum erstenmal eine geschicktere und übersichtliche Würdigung in dem im Georg-Müller-Verlag demnächst erscheinenden Werk „Das Deutschtum im Ausland“ von Hermann Wed. Die deutsche Kunst muß in Zukunft mit dem Auslandsdeutschtum verbunden sein, um der Auslandsdeutschen und um ihrer selbst willen. „Deutsche im Ausland erleben Einbrüche, sammeln Erfahrungen und gestalten neue Verstand- und Gefühlswerte, die für unsere Kunst einen überreichen Stoff bilden können. Pisher haben wir uns vom Ausland her fast nur durch die Kunst fremder Völker besuchten lassen. Sollten wir nicht mindestens ebenso reichen Gewinn davontragen, wenn alles, was die weite Welt dem Menschen zu bieten ver-mag, uns durch den in der Fremde heimlich gewordenen deutschen Geist zugeführt wird? Aber nicht nur für das Deutschtum im Ausland bildet die Kunst eine der Brücken, über die hin Völker sich einander nähern können. Hier wird die weitere Ausbreitung deutscher Sprachkenntnisse im Aus-land viel nützen und den sittlichen Gehalt des deutschen Schrifttums weiter verbreiten können. Daneben wird man aber kein Augenmerk darauf richten müssen, gute Übersetzungen deutscher Schriftsteller in fremde Sprachen zu besorgen. Pisher haben wir uns weit mehr mit der Übersetzung fremder Dichter ins Deutsche beschäftigt.“ Die zahlenmäßigen Auf-schlässe der Reichsstatistik über die Ausfuhr und Einfuhr von Büchern, Gemälden, Druckbildern, Noten und Musikwerk-zeugen zeigt, daß bisher die Einfuhr an Gemälden um vieles die Ausfuhr übertraf, und daß letztere hauptsächlich nun nach den Ländern ging, in denen das Auslandsdeutschtum blüht. „Die Statistik der Werte des Gemäldehandels für 1913 er-gibt eine Ausfuhr im Werte von 13 800 000 M., eine Einfuhr von 17 715 000 M. Man sieht also, daß wir vom Ausland

mehr Gemälde erhalten als ihm liefern. Dabei ist allerdings zu bedenken, daß ein erheblicher Teil der über die Zollgrenze kommenden Bilder der Hand deutscher, im Ausland lebender Künstler entstammt. Wichtig für die Ausfuhr von Bild-werken ist einzuweisen noch der Druck. An Farbendruckbildern werden jährlich bedeutende Posten ins Ausland geliefert, mit denen die Einfuhr sich nicht vergleichen kann. Die Ausfuhr an Musiknoten betrug im Jahre 1913 6776 Millionen Mark, die Einfuhr dagegen nur 925 000 M. Die deutsche Musik gibt also dem Ausland sehr viel mehr, als sie von ihm empfängt. Wie wichtig die Musik auch für das deutsche Gewerbe ist, er-sieht man daraus, daß Deutschland jährlich für einen gang beträchtlichen Posten Musikwerkzeuge für das Ausland her-stellt. Im Jahre 1913 betrug sich deren Preis auf rund 75 Millionen Mark. In neuerer Zeit ist neben die Kunst das sogenannte Kunstgewerbe getreten. In dem deutschen Werk-bund haben diese Bestrebungen schon eine Zusammenfassung erfahren, die uns hoffen läßt, daß nicht nur im Inland, son-dern allenthalben das Deutschtum in der Einrichtung seines äußeren Lebens auch künstlerisch verfähre und daß den wel-kesten Kreisen des Volkes das zu eigen werde, was bis jetzt doch immer nur wenige besessen haben. Schafft die deutsche Kunst und ihre auf das Gewerbe angewandte Erscheinungs-form sich erst einen klaren eigenen Stil — der Krieg wird auch hier ein förderer sein — so wird das Deutschtum auch künstlerisch fremdem Volkstum näher kommen, in vielem mehr von ihm verstanden und auch mehr von ihm verstanden und geschätzt werden. Eine Kunst, die für das Auslandsdeutschtum ganz besonders wertvoll ist und wie wenig andere Künste dazu beitragen kann, Treue zu dem angestammten Volkstum und hochgeehrtes Festhalten an seinen sittlichen Lebenswerten zu pflanzen und zu stärken, ist die Schauspielkunst. Abgesehen von dem nur an großen Orten mit zahlreichem Deutschtum möglichen, ständigen deutschen Theater sind es vor allem die Wanderbühnen, die dem Auslandsdeutschtum die Schätze unserer Dichtungen lebendig vor Auge und Ohr führen können. Das deutsche Auslandstheater für Südamerika bildet einen hoffnungsvollen Anfang solcher Bestrebungen. Wenn es sich erreichen läßt, daß auch allen Wichtungen hin deutsche Wanderbühnen über die Welt gehen, dann wird eine Saat über die Erde gestreut, die tausendfältig in den Herzen des Auslandsdeutschtums aufgehen kann.“

Die Bibliotheken in Polen. Über den polnischen Biblio-theken hat ein böses Mißgeschick gewaltet, hauptsächlich in Gestalt der russischen Regierung, die es sich systematisch ange-legen sein ließ, jede national-polnische Regierung im Keim zu ersticken. Sie hatte dafür ein einfaches Mittel: sie nahm die Bücherstätze fort und brachte sie nach Petersburg. So wurde schon 1772 die Magdowische Bücherei aus Miesowicz fortge-schafft; nach den Jahren 1831 und 1863 wurde eine ganze Reihe anderer privater Bibliotheken konfisziert. Die erste von Ausland weggeschleppte öffentliche Bücher-sammlung war, wie in der Wochenschrift „Polen“ ausgeführt wird, die ehemalige Jalußische Bibliothek, die ihren Namen von einem Kiewer Bischof führte, der sie der Republik Polen zum Geschenk ge-macht hatte. Am Ende des 18. Jahrhunderts wurde sie in Europa an Zahl der Bände nur in zwei Bibliotheken über-troffen, von der in München und der kaiserlichen in Wien. Weit zurück standen die in Paris, Dresden und Göttingen. Sie zählte, als die Russen mit ihr die öffentliche kaiserliche Bibliothek begründeten, fast 400 000 Druckschriften, 11 000 Handschriften und fast 25 000 Zeichnungen. In Warschau gab man sich sogleich Mühe, eine neue Sammlung zusammen-zubringen, die aber, als sie auf über 130 000 Bände (darunter 6000 Wiegendrucke), 1500 Handschriften und 90 000 Zeich-nungen angewachsen war, ebenfalls nach Petersburg geschafft wurde. Zu gleicher Zeit brachte man nach Petersburg, Charlou und Kiew noch andere Büchereien aus Polen. Insgesamt sind in dem Zeitraum von 1795 bis 1833 jährlich über 600 000 Bände von Polen nach Rußland weggeführt worden. Ferner kam nach 1863 mit den Gubernalkonfiskationen auch die Beschlag-nahme der auf den Gütern befindlichen Bibliotheken. Und nach 1866 wurde auch der größte Teil der Mosterbibliotheken nach der Weva geschafft. Diese Zustände waren naturgemäß der Bildung neuer Bücher-sammlungen keineswegs förderlich. Und doch entstanden damals zwei große öffentliche Bibliotheken: in Lemberg das Nationale Ossolin-Bibliothek (jetzt 200 000 Bände) und in Polen die Racynski-Bibliothek, die jetzt fast ganz deutsch ist. Vorwiegend in den letzten Jahrzehnten sind die polnischen Universitätsbibliotheken in Warschau (676 000

Wände), Krakau (422 000 Wände) und Lemberg (232 000 Wände) entstanden, ebenso die öffentlichen polnischen Bibliotheken in Warschau, die Akademie der Wissenschaften, des National-Museums und des Technischen Museums in Krakau, ferner in Lemberg, Wisna, Lublin, Lodz, Rapperswil, Paris, Petersburg. Fast eine halbe Million Wände sind auch in Büchersammlungen enthalten, die zwar Eigentum von Majoratsgütern oder Privatpersonen sind, aber sich häufig von öffentlichen Bibliotheken kaum unterscheiden. Einige der hier aufgeführten Sammlungen sind in eigenen Gebäuden untergebracht.

Aus dem Tagebuch eines Engländers im Jahre 1920. Die Erfolglosigkeit der englischen Kriegsführung und der Mangel an Vorkräften in die Regierung geben dem bekannten Journalisten der „Daily Mail“, Twells Vrex, Anlaß zu dem folgenden satirischen Artikel in Form englischer Tagebuchblätter aus dem Jahre 1920: „1. Januar. Ein trauriger Morgen. Ich stand den ganzen Tag umbekehrt, da mein einziger Anzug ausgebleicht werden mußte. Meine Frau kochte die beiden Haken, die uns ihre Tante gesandt hat, weil die Preise in den Fleischläden von niemand mehr bezahlt werden können. Heute ließ der Schatzkanzler Samuel Montagu wieder eine Erklärung bekanntgeben, daß wir noch mehr sparen müssen, um den Krieg zu gewinnen. Ein Freund erschien zu unserem Abendessen, aber ich hat ihn aus Sparsamkeitsgründen, wieder wegzugehen. Er war sehr traurig. — 22. Januar. Die Kaufleute fahren jetzt in kleinen Booten auf der Themse nach der City, die Automobilbenzinsteuer ist als ehehemalige Sekt. Es geht das Gerücht, daß eine Flotte von 100 Zeppelinen Liverpool bombardiert hat. Punkt 12 Uhr traf ich mich mit einem Freund in einem Trinklokal. Alle Lokale werden jetzt erst um 12 Uhr mittags geöffnet und 5 Minuten später wieder geschlossen, was den Krieg wirklich fühlbar macht. Wir speisten und tranken mit zwei Lords, und die Rechnung betrug 2 Schilling, was uns sehr traurig stimmte. — 26. Januar. Ich sprach mit einem gutunterrichteten Obersten, der aus Irakab herkam. Er erzählte, daß die Deutschen an allen Fronten zusammen noch 300 Mann haben, und daß wir nur noch trodenes Wetter erwarten, um die feindliche Übermacht mit Erfolg anzugreifen. — 4. Februar. Heute ging ich in mein Bureau. Ich hatte nichts zu tun, als das Formular meiner Einkommensteuer zu unterschreiben. Die Steuer beträgt jetzt 15 Schilling auf ein Einkommen von 20 Schilling. Dieser monatliche Betrag soll aber bald erhöht werden. Ich sah in dem ungeheizten Bureauraum — die Kohlen kosten jetzt 220 Schilling die Tonne — und gedachte feufzend meines schönen Pelzes, den ich vor zwei Jahren an einem Munitionserbeiter verkaufen mußte. Der heutige Generalstabsoberst meldet, daß drei Schiffe gesunken sind und daß die Deutschen eine Linie in Frankreich durchbrochen haben. Die „Daily News“ betonen, daß das seit Monaten der mildeste Bericht sei, was zur Hoffnung auf unseren baldigen Sieg berechtigt. Ich war sehr erfreut über diese günstigen Nachrichten. — 18. März. Heute war im Parlament ein großer Tag. Asquith und Balfour sprachen, und der Staatssekretär des Kriegswirtschafts las fünf Minuten lang von einem bedruckten Papier eine Erklärung über die gegenwärtige Lage ab. Leider erklärte er uns nicht den Inhalt. Zwei Interpellationen, die behaupteten, daß es in England noch über 20 geschickte und vernünftige Leute gäbe, machten sich mit Recht lächerlich. Dann wurden einige dumme Vorschläge zur Abwehr der Zeppeline gemacht, worauf der Leiter der Luftkämpfe erklärte, daß alles in Ordnung wäre, da die Zeppeline uns kaum mehr als 100 Menschenleben täglich kosten. — 2. April. Ich erwartete um Mitternacht durch einen furchtbaren Lärm. Unser Haus schwankte und wackelte furchtbar. Wir krochen in den Keller, wo wir Nacht und Tag zubrachten. Es waren neue Zeppelinangriffe. Da die Zensur alle Niederschriften verboten hat, kann ich mein Tagebuch nicht mehr fortsetzen.“

Albanien als Metallschatzkammer. Bei der durch den Krieg und die Absperrung von vielen nennenswerten Ländern, aus denen wir bis zum Kriegsausbruch unseren Bedarf an Erzen und Edelmetallen deckten, gesteigerten Nachfrage, insbesondere nach Kupfer, nicht minder aber auch nach Gold, Silber, Blei und Eisen, wird häufig die Frage aufgeworfen, ob nicht in der von den Truppen der Zentralmächte und Bulgariens besetzten Gebietssteilen der Balkanhalbinsel solche Metalle zu finden seien. Man denkt dabei wohl an Serbien, wo man an verschiedenen Stellen Kupfer festgestellt hat, das

aber noch nicht abgebaut wurde, und auch an die noch wenig erforschten, aber nach den bisherigen Feststellungen ganz bedeutenden Lager von Kupfer- und Eisenerzen in Bulgarien, wozu mehr aber wendet sich die Aufmerksamkeit nach der ehemaligen terra incognita Europas, nach dem bis zum letzten Balkankriege kaum erforschten Albanien. Die Vorkaufsregeln, die die türkischen Beherrscher des Landes gegenüber unberufener Durchforschung des Bodens getroffen hatten, mögen wohl auch mit zu der Ansicht beigetragen haben, daß hier große, ungehobene Schätze verborgen liegen. Jeden Fremdling, der den Boden Albaniens betrat und eine Reise durch das Land unternehmen wollte, mußte sich der türkischen Regierung gegenüber schriftlich verpflichten, nicht nach Minen, also nach Erzen, Metallen und Kohlen suchen zu wollen. Es ist mir nun vergönnt gewesen, so schreibt uns ein Mitarbeiter, Albanien im Laufe von mehreren Jahrzehnten sehr häufig nach allen Richtungen hin durchzuwandern zu können, und hierbei habe ich, wenn auch nur ganz oberflächlich (denn ich war an die auch von mir unterschriebene, oben erwähnte Verpflichtung gebunden und wurde überdies von den zu meinem Schutze mir mitgegebenen Sahlischen Überwacht), an manchen Punkten, namentlich in den Gebieten des mittleren Drin, ferner an den Abhängen der Rudzka-Planina, sowie der Mala Pielka, die Erzeberg von Kohlenlagern, Eisenerzen und Kupfer feststellen können. Eingeborene erwähnten ferner gesprächstreffend, daß noch an anderen Punkten Ober- und Mittelalbaniens (dagegen wohl kaum in Südalbanien) solche Funde gemacht worden seien. In der Tat ist das Vorkommen von Erzen und Metallen in Albanien schon im Altertum bekannt gewesen. Insbesondere bestanden Goldminen im Gebiete der Pirusten, eines Stammes, der seine Wohnstätte an der Grenze von Epirus nova, in dem heutigen Nordalbanien, am benachbarten Drin, hatte. Aber schon im Mittelalter war keine Spur mehr von diesen Minen vorhanden. Doch werden in einem Dokument aus dem Jahre 1595, das sich in dem venezianischen Archiv befindet, noch drei Silbergruben angegeben, die sich in Nordalbanien vorfinden: In Ganti im Lande Dufazhin (heute zum Gebiet der Mirditen gehörig), in Bulgari (ein Dorf in der Nähe von Alessio, heute Vullzeri genannt) und in den Bergen oberhalb Alessio. Eine dieser Gruben soll nach dem erwähnten Dokument auch Gold enthalten haben. Es dürfte also nahezu sicher sein, daß man in Albanien manche Erdschätze finden wird, wenn nach dem Kriege die Zeit für eine gründliche und gründliche Erforschung des Landes gekommen sein wird. Wie weit sich freilich die allzu hoch gespannten Erwartungen, die man an die wissenschaftliche Untersuchung der Bodengestaltung Albaniens knüpft, verwirklichen werden, ist noch nicht vorauszu sehen. (Zens. Wkn.)

Was die Mode an neuesten Outformen für unsere Frauenwelt bringt, zeigt fast durchweg einen immer höher werdenden Kopf mit schmalem Rand. Der kleine Zylinder und sogenannte „Schornsteinfegerhut“ zeigt dabei eine auffallende Erweiterung des Kopfes nach oben, ebenso die „Werklerform“ und Amazone, wenn bei diesen auch der seitlich etwas breit ausgeschlagene Rand die Schweißung etwas verdeckt. Jilz für die Krempe und Seidenvelvet, nach dem Strich zu bürteln, für den Kopf ist dabei das beliebteste Material, wenngleich verschiedene Formen auch mit Ripz, Atlas, Moiree oder Samt bezogen sind. Die Krempe zeigt vielfach Ripzbandeinfassung und ebensolche, schlicht um den Kopf gefegte Garnitur, seitlich oder vorn in kleiner Schleife endigend. Die letzte Modeneinheit sind jedoch für alle diese hochaufwärtigen Hübe unserer Frauen Metallborden, -blumen und -Phantastieschleifen, -Schlingen und -Gestirne in Silber und Gold. Wo Blüten dieser Art in Anwendung kommen, werden die Formen ohne jede andere Garnitur nur mit ihnen geschmückt; nur ganz vereinzelt steigen hinter diesen fest vorne angehefteten Blumen einige schmale Federpfeifen oder Reiter empor. Die Borden von Metall umschließen jedoch völlig ohne Schleife schlicht den Kopf, höchstens bezeichnet ein zierlicher Knopf oder eine schlichte schwarze Agraffe die Anhaftstelle, seitlich aber vom. Wo der Reichtum wegen (da schmale, hohe Formen nicht jedem Gesicht gut stehen) breitrandige Hüte gewählt werden, wird gern in wenig faden schlicht geordnetes Metallgewebe, wie Tüll mit einzelnen Effekten in Sternen, Blüten, Zweigen oder Phantastieranken in Gold-Silber gewählt, das sich namentlich auf schwarzen Seidenplüschhüten vornehm und gediegen ausnimmt.